

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 285

Sonnabend, den 18. Dezember

1920

Spohnmeyers Töchter

Roman von
Fritz Gahner.

(12. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Als der April seine bezüglich des Wetters nicht sonderlich erfreulich gewesenen Tage nahezu hinter sich gelassen hatte, war Cäcilie Spohnmeyer mit den Verhältnissen in ihrem neuen Wohnort so gut vertraut und glaubte sich gegen eine Wiederholung des Heimwehleidens, der sie am ersten Wohnort gepaart hatte, gefeit. In der Person der beiden Töchter sah sie außer einer tüchtigen Lehrmeisterin auch einen Menschen gefunden, der ihr mit mütterlichen Gesängen zugetan war.

Cäcilie hing mit kindlicher Zuneigung an diesem verdorren Strauch des Wohllebens und hatte schon nach achtzigem Aufenthalt die Worte ausgesprochen, von ihr „du“ genannt zu werden, wozu Marie Thäns mit freudiger Genugtuung und mit vor Rührung feuchten Augen bereit gewesen war.

Weniger erfreulich war das Verhältnis Cäcilies zu Emil Brufwitz, dem laut Wilhelm Glanapops Mitteilung „hahnbüchig groben“ Berwalter. Gleich am Tage nach ihrem Eintreffen war er ihr im Hofe begegnet, wo sie zu ihrer Orientierung Umhau gehalten hat.

Nun war Emil Brufwitz — übrigens in ganz Dingslatsch und Umgebung kurzweg der „grobe Emil“ genannt — ein Mensch, der unläugig herumlaufende Personen haßte, sie mit dem unerschrockensten Sammelnamen „Zagebiebe“ bezichnete und eine sich ihm bietende Gelegenheit soch „herumlungern den Wind“ eins anzuwenden, nicht unangezeigt vorübergehen ließ. Es wird daher nicht verwunderlich erscheinen, daß er Cäcilie, in der er zwar den neuen Lehrling vermutete, die er aber mit Rücksicht auf das dauernd gespannte Verhältnis, das zwischen ihm und der Mamse bestand, absichtlich nicht kennen wollte, grob anfuhr und die erkundigende Frage an sie richtete, was sie hier auf dem Hofe zu suchen habe.

Cäcilie blieb ergründet stehen, murmelte den Mann in der weiterführenden Zoppel und den Anblickselben sehen und gab Auskunft.

„So, der neue Lehrling, zu deutsch also der neue Kasserolbursche meiner verstorbenen Freundin“, sagte Emil Brufwitz, lächelte breit und lächelnd und verhalf dem Abguck seiner kurzen Pfeife zu einer notwendig gewordenen Entleerung. „Na, dann mal mach, und dahin, wohin du gehörst, mein Herrgott! Hier auf dem Hof ist mein Revier, hier hat keiner was zu suchen.“

Cäcilie war über das „du“ und die vertrauliche Bezeichnung „Herrchen“ empört. Was fiel dem alten grauhaarigen Mann, dessen sie sich nun als des ihr getreuen aus der Entfernung vorgestellten Berwalters erinnerte, ein, ihr in dieser Weise entgegenzutreten! Sie erklärte, daß ihr die Mamse den Auftrag gegeben hätte, sich draußen und natürlich auch auf dem Wirtschaftshofe umzusehen.

„Die Mamse! hat überhaupt nichts zu beauftragen, versteht du mich, Alene? Und nun mach, allons, sonst...!“ Der Berbe, aus Eide geführte Stod des Berwalters tanzte unternehmungslustig in die Höhe.

Das war Cäcilie denn aber nun doch zu bunt. Voller Empörung redte sie sich auf und sprühte den Unverschämten gornbendend an. „Was fällt Ihnen ein, mich „du“ zu nennen und mir mit dem Stode zu drohen. Ich verbitte mir diese Unverschämtheit von Ihnen!“

Emil Brufwitz klarrte vor Ueberraschung den Mund auf, daß ihm fast die Pfeife auf das Hospfäßchen gefallen wäre,

und war nicht fähig, ihn wieder sofort zu schlichten. „I, solch eine frische Kröte! Se etwas hatte ihm ja wohl noch niemand gesagt! Als er sich soweit gefaßt hatte, wieder reden zu können, öffnete er die Kammer seiner Grobheit in einer so ausgiebigen Weise, daß Cäcilie es für das Klügste hielt, die Flucht zu ergreifen. Anstürme dieser Art, die so katastrophalartig, so mit einer unermessigen, elementaren Gewalt über sie dahinstrauten, ihr Trummereißl erbeben machten, war sie nicht gewöhnt. Ja, der Mann war hahnbüchig groß!

Obdem ging Cäcilie Emil Brufwitz aus dem Wege, und da er sich natürlich nicht die geringste Mühe gab, mit der „Großstadtplanung“, wie er den Schlingel Marie Thäns im stillen verächtlich bezichnete, in Verbindung und in ein besseres Verhältnis zu kommen, blieben sich beide in Feindschaft fremd.

Nicht fremd, aber seit der gemeinsamen Fahrt von Bremen auch nicht näher gekommen, waren sich Cäcilie und Wilhelm Glanapop. Sie sahen sich häufig, meistens bei der Thäns, die der Inspektor insolge ihrer Kochkünste innig zu verehren liebte. Aber dies: abendlichen Zusammenkünfte wurden von Glanapop in der Hauptache dazu benützt, den gefaßt hincinfolgenden Schüsseln zu ein r annehmlichen Verringerung ihres Inhabens zu verschaffen, die Anwesenheit Cäcilies indes wu rje als angenehme Zugabe zu betrachten. Sollte er die ausgeübte Tätigkeit des Essens glücklic beendet, dann schreite er zwar mit Cäcilie, verriet ihr allerhand Kunststücke in i Raritäten und Streichhölzern, freute sich wohl auch, wenn sie sich dazu verleiten ließ, eine Zigarette mit ihm zu rauchen — was die Thäns natürlich nicht schon durfte —, mochte aber nicht den geringsten Versuch, dies harmonische Freundschaftsverhältnis zu einem solchen der Liebe umzugestalten. Oder hatte er sie etwa deshalb nach Dingslatsch geholt, um ihr seine allmählich langweilig ammutenden Tischgesellschaften vorzuführen und ihr mal hin und wieder hinhinl Unterhalt im Erzeugen von Zigarettenrauchringen zu erteilen? Damit würde sie sich nicht einverstanden erklären. Wer es gewagt hatte, einem jungen Mädchen den verdrähten Satz zu schreiben: „Überall sieht mich Ihr Bild vor Augen“, der mußte auch wissen, in Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Gesinnung die Konsequenzen daraus zu ziehen und das Original die's Bildes, das er nun schon fast volle vier Wochen vor Augen hatte, in seinen Besitz zu bringen. Ansonsten wäre es nicht nötig gewesen, von Berlin ausgerechnet nach Dingslatsch zu gehen, um hier schon morgens um fünf Uebungen im Melken der Rube vorzunehmen, dann die Kieselsteinen Söhner auf die Weidung des Bierleins hin zu unteruchen und später bis zum Mittag Einbild in die Gehirnjunge der feinen Rube und der Leutlichkeit zu geminnen. Abgesehen von Schweinefleisch, Ferkelzucht, Kalbertränken, Geflügelzucht und Brotbacken, was zur Zeit auf dem Programm stand, an Zukünftiges, wie Einmachsen, Schaafzucht, Wurstfabrikation und andere ähnliche nützliche Dinge, gar nicht zu denken. Es war gewiss kein Schaden, wenn man das alles lernte, und Cäcilie erwies sich auch in allen Dingen, ausgenommen im Melken, als anteliche und willige Schülerin, was ihr die Thäns schon wiederholt, sogar in Anwesenheit Wilhelm Glanapops, anerkennend geagt hatte, aber es war doch am Ende nicht Hauptzweck des Dingslatscher Aufenthaltes, eine perfekte Wirtschaftlerin zu werden.

Cäcilie dachte nicht so recht, was sie von Wilhelm Glanapop werden sollte. Hielt ihn Schüchternheit ab, einen Vorstoß zu wagen? War ihm die ganze Sache leid geworden? Oder hatte er in seinem Briefe nur Redensarten gemacht, um der Mamse einen Lehrling zu verschaffen? Sie fand keine rechte Erklärung für sein Verhalten, war aber jedenfalls nicht mit ihm zufrieden.

wich mit dem feingehewigten Empfängnis; sein sein Epigonalität, ganz wie die heutigen a-form, mit Horatius auf Rarsten spanischen Reize, in neben dem Zeitlich in einen Winkel gestellt. Schiller'sche, das Bildnis Ernst Schillers, seines Sohnes, die Schiller erhalten hatte, fällen die Hände an. Schiller'sche, Sammlungen alles dessen, was biographisch über den Dichter erzählen, manern zwei Bücherfrüchte aus. Ein nicht alku großer Bücherfrücht enthält die hateriale des Bildnisses des Dichters selbst, und Welchen-Aufwurf nimmt die en und jenen Band heraus, zeigt die Buchgehäuse, wo Schiller in der Letzte aufzuführen gezwungen ward. Ein Ehrbrot für Biographen! Nicht mehr erhabene Ausgaben! Hände mit fortdaren Bildungen einzigerartig Aura umgeben! Der schone Schreibtisch, den Schiller sich leisten konnte, als er Professor in Jena geworden war, steht noch, als hätte er eben erst dort gesehen, die Pappdeckel der Schreibmappe mit Notizen, Anzeigen von seiner Hand.

Der Raum ist einseitig stimmungsvoll. Es ist nicht Wohlgefallen, die Atmosphäre eines großen Menschen mit solvel Liebe, Verehrung so lange es geht, zu halten, zu konservieren. Weil Schiller noch lebt und ewig leben wird, darf auch das während menschliche Inventar seines arbeitsreichen Alltags weiterleben, und Alexander von Welchen-Aufwurf erwidert sich in der Sorge um die gehestigten Dinge bestimmt nicht sein reiches Verdienst. Auf der Heimkehr nach zwei Tagen lese ich irgendwo, daß Schwärze in Goethehaus nach Frankfurt kämen. Gewiß nur ein Scherz! Doch das Haus im Hofgarten steht leer, im würdigen Museum geworden, voll Stille und Staub, voll Ähre und Reue. Doch dort, wo ich war, ist Leben und Weisheit, die Schiller in ganz lebendiges Leben gewahrt, sagt sein Schatten in Gespräche des Abends hinein, in sein Atem bestet wie goldener Wind pulst den Zimmern, denen auch Menschen in selbstgezügelter Tempellicht dem Roter ihres Blutes und ihres Geistes und wissen, daß sie s der Nation, dem ganzen Volke zugute tun.

Literatur.

IN 2 H. Eine Sage aus unseren Tagen. Von Walter Ritsch-Stahn. Leipzig, Hesse & Weller Verlag. Das neue Buch des in vielen Arien betannten Berlin r Schriftstellers wußt Fragen auf, die uns al angeln. Eine mit harem Eigenleben erfüllt, von seinem künstlerischem Takt jugende Erählung, gewinnt es durch des darin nlebergelagte Gebilde die Kraft und Bedeutung eines Symbols. Der große Gegenstand, den es behandelt, ist das Problem des Ariges. Ritsch-Stahn ist kein oberflächiger Passant und kein Fanatiker. Wir mühten — gibt er zu verstehen — durch den Krieg hindurch, wir mühten alle seine Greuel und Schändlichkeiten erleben, wir mühten schließlich den Zusammenbruch eines heillosen tapieren Heeres mitansehen, ehe wir in der Wärdigung des Ariges unlernen konnten. Die Zeit ist erfüllt, wo uns ein neues Gebot geworden ist: Geh und Geracht können nur verdienen; an hauen können allen Liebe und gemeinshafliche Arbeit. Es ist wohlfeil, über eine solche Lehre die Köpfe zu zuden. Besser und fruchtbarer ist es, ihr nachzugehen. Jeden als wird sich jeder Denker mit dem Buch auseinanderzusetzen müssen.

IN 2 H. Die Söhne der Renaissance. Die Söhne der Renaissance. Zeit und Gerächte der europäischen Welt 1450—1600. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Das große Gedächte, in welchem Gleichen-Aufwurf die Darstellung der gesellschaftlichen Kultur aller zivilisierten Völker Europas unternommen hat, gibt in dem vorliegenden Band seinem Abschluß, aber auch seinen Höhepunkt entgegen. Indem der Verfasser an die Aufgabe herangang, das gesellschaftliche Leben der Renaissance in seinen Söhnen und Ziel n farbige und lebendig erzählen zu lassen, galt ihm das Wort: Nimme alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz! Mehr vielleicht als alle andern Kulturen hat ja gerade die Zeit der Renaissance schon Leuene Darsteller gefunden; aber dies neue Buch bringt Neues genug, um daneben seinen Platz mit Ehren zu behaupten. Wir sehen als Zuschauer in reizvollem Wechsel bunter Bilder das Schagen und die Fier des Lebens, den Glanz der Feste. Wir wohnen vornehmer geistiger Gesellschaft bei, hören ein in Raritäten, Raritäten und Palästen, lernen eine große Zahl scharfer Charaktere, aus-

geprägter Persönlichkeiten kennen und werden mit vielen wichtigen und geistreichen Anmerkungen unterhalten. Florenz, Mailand und Rom sind die Mittelpunkt dieser unergleichlichen Lebensfülle, aber auch das übrige Europa ist nicht übergegangen worden. Der Verfasser ist hi der Zeit, der offenbar seine besondere Liebe gehört, ins Herz und weiß dieses Innere uns so klar als sesselnd vor Augen zu bringen. Wohlwollende Freige des Lebens, höchste Kraft des Geistes, edelstes Streben nach Form und Schönheit, aber auch die volle Macht menschlicher Leidenschaft: Das zeigt uns der Verfasser mit einer Kunst der Darstellung, die mit der Größe ihres Gegenstandes sichtbar wächst und ihr in jede Höhe zu folgen vermag.

Die Kunst des Sprechens und des Vertrags von Demetrius Schrey. Max Hesses Verlag, Berlin W 15.

Ein Buch von der Sprache als Kunst, und sagen wir es gleich, ein Buch, dem man auf Schritt und Tritt anmerkt, daß es aus der Praxis hervorgegangen ist. Nach einem ausführlichen Kapitel über richtige Atmung und Atemorganmaß wird zur Bildung der einzelnen Laute übergegangen und es zahlreich Beispiele gegeben, was richtig und falsch ist. Sprechübungen und Wertwörter zur Erreichung eines lauteigenen ausdauernden Organs schließen diesen Abschnitt. Von ganz besonderem Interesse sind die Ausführungen über den lauteigenen Vortrag. Hier tun wir einen Blick in die Werkstatt des Schauspielers, des großen Redners, lernen die Mittel und das Geheimnis seiner Redegewalt kennen und nachahmen. Sobann folgt eine ganze Reihe von Musterbeispielen für Deklamationen aus der deutschen Literatur von Goethe bis Allencron zu den Modernen. An diesen praktisch n Beispielen zeigt sich dann welche großartige Wirkung durch richtige Anwendung der in den vorigen Kapiteln gegebenen Rat schläge erzielt werden kann.

Dürers ausgewählte Kupferstiche: Familienkupferdruck. Mitbergabe mit Einleitung von Ulrich Christophel. München, Holbein-Verlag. Preis in Kallmännig: 60 Mk., in Halbledermappe 160 Mk. Vor einiger Jahren hat der Holbein-Verlag eine Ausgabe von Dürers Kupferstichen heraus gegeben, die wegen ihrer musterhaften Reproduktion die wärmste Anerkennung gefunden hat. Um nun auch weniger Bemittelten die Anschaffung zu ermöglichen, hat der Verlag eine Auswahl von 100, deren Preis im Verhältnis zum Gebotener staunenswerth billig ist. Diese hervorragende Ausgabe enthält die Hauptblätter (den hl. Hieronymus, Die Maria an der Stadtmauer u. a.) und zeigt Dürer als Meister aller Techniken, der Radierung und des Kupferstiches. Das ist eine Verdienstleistung, die ebenso wie die bekannte Ausgabe der Membrandt-Radierungen desselben Verlages in keinem deutschen Haus fehlen sollte.

Leopold Kuhn, Roman einer Schauspielerin von Martha Richter-Wolf. Verlag Richard Mühlmann (Max Strauß), Halle.

Aus innerstem Erleben heraus läßt uns die Verfasserin den Kampf um, das Ideal der Jugendgeliebten in der Schauspielkunst mit dem des gläubigen Jugendgeistes miterleben. In packender Sprache wird der Werdegang eines jungen Mädchens aus dem Landadel geschildert, das sich unwiderstehlich zur Bühne hingezogen fühlt und für das die Ruhmsucht der Vampir ist, der sie gegen bessere Einsicht, gegen den Willen der Mutter und die Warnung des Jugendreundes in eine Künstlerlehre hineintreibt, die sie erst den Irrtum in ihrem Leben erkennen und bereuen läßt. Das ernste, lebenswahre Buch kann als Kampfbuch gegen Schmutz und Schuld betrachtet werden.

Berner Graf von der Schlenburg. Das Rätsel unserer Empfindung, das Problem des zweiten Kindes. Verlag von Friedrich Versbach, Hannover.

Fans Raith I, Der Pfennig in Hausstatt. Eine Bauerngeschichte. Umschlag- und Einbandgestaltung von Wilhelm Schulz. Verlag von Albert Langen in München.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 4630.

Wilhelm Glasenapp mit sich selbst übrigens auch nicht. Doch jenes damals bei Cäcilie's Ankunft gezeigte Entschließen, sie als Erbin für Friederike Spohnmeyer gelten zu lassen, waren ihm allmählich Bedenken gekommen, das was dort recht sei, kurzberath die eine für die andere zu nehmen, und ob sich das nicht rächen würde, so leidlich zu handeln und einen so einwandfreien Beweis für Oberflächlich zu geben. Ob er war das nicht leidlich und oberflächlich, h'nte für dies Mädchen zu empfinden und seine Gefühle morgen bereits einem andren zuwenden, das ihm eine tüchtige Vermählung von Namen zugeführt? S'ndem er sich ernsthaft mit diesen Gedanken beschäftigte, besand er sich in einer bösen Gewissens-Nahme, aus der er nicht herauszukommen wagte. Und ob ihn eine Mißlingung Cäcilie's, daraus resultirende, wurde ihm nicht einwandfrei klar. Sie erzählt ihm nämlich, daß sich Friederike verlobt habe und bald heiraten würde. Er gab sich harmlos interessiert, verspürte aber in Wirklichkeit einen schmerzenden Stich, der tiefst gegangen war, als er wohl anfänglich gedacht hatte. Er peinigte ihn tagelang und ließ es sogar dazu kommen, daß er wahrnehmbarer werdender Weise nicht schlief und sich bei der Thäns entzündlichen ließ. Kopfschmerzen und so.

Die Ransell wollte das nicht so recht glauben. Und als ihr das Rückenmädchen, die ihm das Abendessen in die Wohnung gebracht hatte, herab etc, der Herr Inspektor auf seinem Ansaape und runde so fürchterlich auf seiner langen Pfeife, daß es einem den Atem benehmen, wenn man in die Stube kommt, da war sie davon überzeugt, daß sein Geruch ihnen einen andern Grund haben müsse, umsonst, da sie Cäcilie's unglückliche Gesicht beobachtete.

„Sagt ihr euch etwas gegent?“ fragte sie. „Und daß er darum nicht kommt?“

Als Cäcilie vernahm, dabel aber, wie es ihr schien, verlegen zu Boden sah, sagte sie: „Kindchen, ich glaube, es stimmt nicht alles zwischen euch. Wenn die Männer so gretulich viel äußern, daß ihnen selbst die Luft ausgeht und man aus dem Pfeifenqualm Manierfeine machen kann, dann sind sie verärgert oder verliert.“

„Dann ist Herr Glasenapp wahrlich eins von beiden. Man! I.“ ein gnade Cäcilie trocken. „Aber ich bin weder an dem einen noch an dem anderen schuld.“

Marie Thäns drohte mit ihrem biden Zeigefinger, der einer kleinen Wurst nicht unähnlich sah:

„Wer weiß auch! Dein läutes Puppengestalt... und der Glasenapp hat doch Augen im Kopf. Und wozu hätte er doch Augen im Kopf. Und wozu hätte er mir denn schon immerzu von dir erzählt, als du noch gar nicht hier war!“

Cäcilie fand sich mit den wunderlichen Männerreden überhaupt und mit dem wunderlichen Herzen Wilhelm Glasenapps im besond'er immer weniger zurecht, daß hatte eine schlaflose Nacht. Wenn die Ransell wirklich recht hatte, daß man auf Grund der Menge erzeugten Pfeifenqualms einen Rückschluß über die Menge der Verleumdungen der Männer machen dürfte, dann war Wilhelm Glasenapp, soweit es wenigstens ihre Person anging, wahrlich verurteilt, da sie keine Verantwortung gegeben hatte, daß er verärgert sein konnte. Und sie hoffte nun, daß eine Entwidlung der Dinge, ihren Erwartungen entsprechend, vor sich gehen würde.

Obne den von Marie Thäns gegebenen Erklärungen über „Mater“ das Recht der Wahrheitsliebe abprechen zu wollen, muß aber nun gesagt sein, daß Wilhelm Glasenapp, in der Hauptsache wenigstens, weder aus dem einen noch aus dem andern Grunde seinen Tabaksozial so leidlich vergewendete, sondern die Rauchpfeife deshalb brauchte, weil er in ein starkes Nachdenken verfallen war, mit dem er eine endgültige Klärung seiner Gefühle herbeiführen wollte. Abgesehen davon, daß er Cäcilie diese Klärung schuldig war, drängten die Verhältnisse überhaupt zu einer Entscheidung, da ihm zum Herbst die Pachtung eines kleinen Gutes angeboten worden war. Entschloß er sich zur Annahme des Angebots, so mußte er heiraten. Denn ein Pachtgut ohne Frau war nach seiner Überzeugung ein Nanking.

Er ging die Reihe seiner Damenbekanntschäften, die für eine Heirat in Betracht kommen konnten, durch. Es war keine lange Reihe. Antmann Spieltes Räte drüben in Goltzow? Ein hübsches, reiches Mädchen. Aber für ihn nicht geboren.

Größewahn in dritter Potenz. Die machte es nicht unter einem Milligramm von mindestens 500 Scllar. Der alle Spielte auch nicht. Schied also aus. Pastors Rosenmarie? Ein liebes Ding. Wangen wie ein Borsdorfer. Und Alpen, das man sich versucht fühlen konnte, sie immerfort zu küssen. Aber sie hatte ihm erst neulich erklärt, daß ihr Kusthalsgeruch und Tr. verbund auf die Neudei falle. Und das Schließen von Schweinen könne sie nicht mitan eben. Dabei würde sie ohne Gnade ohnmächtig. Schied also zweitens aus. Frau Jacenig's Tochter in Prag? Figur und Gesicht ganz polibel. In der Figur fast ein bißchen zu mollig. Würde indes als Pächterfrau einen ganz guten Eindruck machen. Aber die wolle ja nicht aufs Land. Stand lieber lieber beim Schontisch, zapfte Bier und ließ sich von den Gästen schmicheln. Sagt. Ne! Schied also drittens aus. —

Dann kam noch die Tochter eines Försters, die schon so gut wie halb verlobt war, und die Tochter eines Kollegen, die alles besser wußte. Wästen also beide auch als Auswahlschickende betrachtet werden. Und war denn nun noch? Er fand noch ein paar zusammen. Aber die'ser Heiß war Gese, überhaupt nicht konturrenzfähig, nicht „hoffähig“, wenn man so sagen will.

Wilhelm Glasenapp erhub sich von seinem Ansaape, tappte sich im Dunkeln zum Tabakstisch und kloppte die Pfeife frisch. Er sagte sich, daß nun die Entscheidung kommen müßte, ging daher beim Stoppfen sehr bedächtig zu Werke und ärgerte mit dem Anzünden.

Als er den Tabak glühend in Brand hatte, wanderte er im Zimmer erst ein paar mal hin und her. Aber dabel konnte er keinen vernünftigen Gedanken fassen. Er mußte liegen und rauchen. Dann kam alles wie von selbst hübsch ruhig und ordnungsmäßig anmerksiert.

Tja! Also Cäcilie Spohnmeyer. Nicht etwa Friederike Spohnmeyer. Denn die war ja überhaupt nicht gekommen und hatte sich nun inzwischen schon verlobt. Schied also aus. Cäcilie? hm! Cäcilie? Hübsch? Ohne Frage. Ein mehr als hübsches Mädchen. Ueberhaupt der Pfeifschlamm auf den Wangen... Gald? Ohne Frage keinen Pfennig. Nun, das würde nichts schaden. Er hatte auch nicht viel. Da hatten sie sich einmal nichts zuwerfen. Lange, die auf Gegenfeitigkeit beruhen, genieren nicht und lassen am ehesten auf Harmonie hoffen.

Allerdings: sie war Berlinerin. Und das in Aussicht stehende Pachtgut lag im dunkelsten Hinterpommern. Das waren Gegenstände, die sich in diesem Spezialfalle nicht betrügen würden. Aber Wilhelm Glasenapp dachte vertrauensfreudig an die durch den Krieg verurteilten Vorteile an Männern und dadurch bedingten geringen Heiratsmöglichkeiten für das andere Geschlecht. Ein klug denkendes Mädchen würde sich also auch nicht an das dunkelste Hinterpommern halten.

Aber sie war zum andern Berlinerin. Und ein Pachtgut war schließlich kein Nachmittagskonzert und kein Café und kein Modhaus. Sondern eine Einrichtung, wo man am Raucherstange genau so dabe zusammenhängendigt war wie am Vormittage, wenn es vorwärts gehen sollte, zwar auch Augen ab, aber ihn selbst zu Boden verfallen mußte. Und häßlicher Mißspiel als Ladische und derbe Rode als Seidenjummels tragen konnte. Tja! —

„Liebe Cäcilie,“ sagte Wilhelm Glasenapp halbant in das Dunkel seiner verarmten Junggeleitene e blinkt, „Liebe Cäcilie, wirst du mit allem einverstanden sein? Sage mir, wirst du als ein klug denkendes Mädchen handeln, dem es klar ist, daß die Heiratsmöglichkeiten sich gegen Fort zu heute wie 10:1 verhalten?“ Und weil ihm eine Antwort von der Gefragten nicht werden konnte, gab er sie sich als Fortsetzung sofort selbst. „Ja,“ sagte er, „du wirst es.“

Daß sie an seiner Person nichts anzusetzen haben würde, das galt ihm als selbstverständlich. Denn dann wäre sie doch überhaupt nicht nach Dingslatte gekommen. Außerdem konnte er doch sehen. Junge Mädchen haben so einen eigentümlich flimmernden Blick, wenn sie einen Mann mögen und lassen sich ihre Wangen rot schmelzen, wenn es einmal zu einem nicht oder minder gewollten Berühren der Hände kommt. Und dann schließlich die Kenntniß in wirtschaftlichen Dingen? (Fortsetzung folgt.)

Die Schlafwagenkarte.

Von
Kurt Goppert.

(Nachdruck verboten.)

Und ob es schon hundert Male sind, daß ich im Schlafwagen reise, so oft ich wieder tue, freue ich mich von neuem über das prächtige Stück Kultur, das in dieser vortrefflichen Einrichtung liegt. Im Frieden Reize von Berlin nach Weidlich, in Kriegeszeiten Fahrten: Berlin-Budapest-Bukarest — was waren für angenehme Wanderungen, wenn man die Nacht als Fahrzeit benötigen konnte und lang ausgebreitet im wohl bezogenen Bettchen lag.

Die Revolution brachte ein schlaflagenloses Jahr, dem eine Periode der Kämpfe folgte: der unheimlichsten, heimatlichstlichen und verlarvtesten Kämpfe um jede einzelne Bettkarte. Sommer 1920 war es wieder besser geworden, man konnte z. B. eine Bettkarte Berlin-Wortheim erhalten, aber — und das war die Fehler — es gab Schlafwagenkarten nur für die sehr teure e ste Klasse.

Seute ist auch dieser Mangel überwunden, Bettkarten zweiter Klasse sind zu haben... wenn auch nicht ganz ohne Schwierigkeit. Das Weisheits im Berliner Weizen, das ich täglich im Bezeugung einer Ulfar e bat, fragte mich zunächst nach Artgilden oder Dringlichkeitskarten.

„Ah du lieber Himmel!“ mir der Befer antworten, „aber wäre nicht in der Lage, sich eines von diesen beiden Mitteln zu verschaffen? Wozu der Friesang?“

Nein, lieber Befer, halt unersch. Durch solche Maßregel wird unzureichend Aufgehörern der Betrieb erschwert, also ist sie zu lösen. Genso erklärte ich mich damit einverstanden, daß ein Wale des westberlinischen Reichsbahns sich nach einer in Stadtmittel gelegenen Zentrale bezog und dort für zwölf Mark Wartenlohn — Ulfar gegen Bettkarte eintauscht. Das geht alles noch an...

Aber nun kommt eine Serie von Schwierigkeiten, die mir weniger zugeht, bei denen jedoch Ort der Handlung nicht Berlin ist, sondern Reichsbahn-Wagen zu Köln. Jüge aus Frankfurt kommen im Rheinland mit großer Verspätung an, fahren in Köln mit einer Stunde Verspätung ab, erreichen in Köln den Berliner Anstich nicht, der Gedächtnis sagt die im gemitteltesten Kölschen Dialekt: „Se häne erst seit abend weiterfahre.“ Der freundliche Mann führt dich um den hohen Dom herum zum Mitropa-Büro hinterher, dankt freudlich für das „Gloriar“, aber sobald wir mit einem Mitropa-angestellten zu verhandeln beginnen, wird die Sache ungemütlich. Es ist halb zwölf vormittags. Der Beamte sagt mir, wegen Bettkarten könne ich erst nach zwölf Uhr abholen. Ich spazierte wieder einmal auf der anmutigen Hofstraße umher, wo Enger der Gaffer und Braut der Eiden liebslichen Gegenstände bilden. Blunt zwölf bin ich zum zweitenmal im Mitropa-Büro. „Kommen Sie um vier Uhr wieder, dann können Sie wegen der Bettkarte Auskunft erhalten.“

Verzweifeln. Ich muß heute weiter; Quartier in Köln ist schwer zu haben; der früheste Zug geht abends halb neun (was hier R. 8. 7 Uhr 30 westeuropäische Zeit heißt). Ich dumme wieder durch die Straßen, die noch viel schöner wären, wenn nicht der Anblick der vielen Engländer so bittere Erinnerungen wachriefe. Mittagsessen ist teuer, aber gut. Genso Kaffee und Zwie. Endlich ist es vier Uhr, ich béreite zum drittenmal das Büro der Mitropa. Und — Schlafwagen —? Ja —? Nein —? Wieder, noch. Sondern — „Kommen Sie nach sechs Uhr wieder.“ Was tun? Sprich Bes. Ich weiß, daß man in einem U. Z. gut aufgehoben ist; auf der Hofstraße ist ein U. Z., ich gehe hin — siehe aber weiter nach dem Film als nach meiner Uhr. Endlich ist es sechs. Ich raus aus dem U. Z., hin zur Mitropa und —? „Kommen Sie gegen sieben Uhr wieder!“

Jetzt wird mir's aber zu bunt. Ich protestiere. Ich mache Straß. Ich erkläre, das Lokal nur mit einem strikten Weisheit verlassen zu wollen. Nach zehn Minuten habe ich meine Bettkarte.

Ja, ja, ihr Herren von der Mitropa, ich weiß, ihr müßt für das Offizierskorps der Entente Karten zurücklegen, die manchmal erst im letzten Augenblick frei werden. Aber ihr hättet mir mindestens die Hälfte der Bege erfahren können durch Bornerkung und Vorauszahlungsannahme bei meinem ersten Besuch und durch den Hinweis, daß ich mir gegen Abend entweder die Bettkarte oder das hinterlegte Geld abholen könne. Es gibt noch immer Mitbzüger, die mit der Zeit ihrer Zeitgenossen zu verschwendlich verhalten. Es gibt noch immer Bettstellselbnebeln.

die sich heute am Wamtenhalter ausleben wie ehemals beim Beizestkommando. Die Mitropa soll dem Beizest dienen — nicht der Beizest! Es ist so unangenehm, im Schlafwagen zu fahren. Muß es durchaus unangenehm sein, sich die Bettkarte zu erwerben?

Demnachst werden die Eisenbahnschaffensleute wieder mal erhört. Das Entgegenkommen der Mitropa könnte mit erhöht werden.

Beim Urenkel Schillers.

Von
Julius Maria Becker.

Ich kenne jetzt drei Wege, die nach Rommland führen: von Gemünden über Seltsiedburg, von Hammelburg über Gundscheid, von Bernfeld über Eupenheim. Jeder dieser Wege ist schön. Das Schieferbild der schlaflichen Landschaft singt überall seinen Schmeicherton. Unvergleichlich großartig schwingen die Hügel vorüber. Eilige Körner, oft auf Berge gestellt, sind plötzlich aus einer Begrenzung auf.

In Rommland hängt an einem Hanse das blaue und goldene Schild: Galtshaus zum goldenen Wreßen. Gleich nur die Ecke ist auch das Schloß, das ganz im Baumschlag versteckt. Der jetzige Schlossherr ist Alexander von Goltshaus-Rußhorm, ein Urenkel Schillers.

Zum zweiten Male bin ich bei ihm. Ich kenne schon alle Räume, den runden Treppenturm und Schreinerbau, den gewölbten Raum im Erdgeschloß, wo vlamie die Ba eis stehen und tief im Hintergrund die Bibliothek eines Vorjahres dunkelt: Wände über Wäldern und Goldmagerlank, eine ritzliche Wand, ein ganzes Gemäuer. Die Wände, ein Zimmer im ersten Stock, verdonkt ihrer Form den Namen. Ahnenbilder hängen sehr zahlreich hier, mit ritzlichen Schaltern ein Frauenbild, schön aber jeden Beweiss und selber ein Mädchen. Dort drüben aber einer, Marthall, Rußhorm, der entpaukt wurde, und gegenüber ein anderer, Kämpfer gegen Cromwells Umfuz, ebenfalls entpaukt wie sein Bis-a-vis. Hier, in diesem Raume leen wir den Abend lang. Seine Gattin ist noch dabei. Die Spirituslampe brist ihr grünliches, bescheidenes Licht. Die Bilder der Einmaligen an allen vier Wänden umragen den dunklen Trell.

Mit seinem soeben im Buchhandel erschienenen kulturhistorischen Werk „Die Sonne der Renaissance“

*) Stuttgart 1920. Verlag Julius Hoffmann.

er dankt den Schlußstein zu einer Werkstoffbildung, die nirgands, auch in fremden Literaturen, ihr Ebenbild kennt. Alle Zeitalter hat er durchschaut — von der Antike, die er in „Elegantiae“ darstellte, über den „Ritterpiegel“, die „Gottliche Welt“ und „Das galante Europa“ bis zur Gegenwart. Ihren feinsten Duft gekrißt, den Tonfall ihrer Rede erlaucht; er hat ihre Seele zwischen die Finger genommen, ihr letztes Geheimnis gekannt. Spuren des Menschlichen hat er gekannt und aufgeschrieben, so ist er der Weisheitslehrer der Zeiten, Lebensformen, Weltanschauungen, der Bestimmungen, Jahrsundertprofile, Generationsdiagnosen geworden.

In einem eigenen Ringelbau des Schlosses, der auf Säulen ruht, sind die Wandten an Schiller, den größten Dramendichter der Deutschen, untergebracht. Es heißt in der Familie das Schillermuseum. Um eine hübsche kleine Regen und sehen unter obler Spitze herrliche Szenen und Schicksalen, mit großer Liebe, mit hingabe und Ehrig zusammengebracht und geradnet. Eine Blafete aus Goltshaus zum Danacker zeigt Schillers Kopf, nach dem Leben modelliert, das Reich der verklärten Dandeeer-Welt, die bekanntlich nicht nach dem Leben geschaffen werden konnten. Schillers Eingetrag mit dem Homerat liegt da, seine runde Schupfbüchle mit der niedlichen Silhouette von Lotte, seiner Gattin, darauf. Genso Schillers Uhr, ein Pariser Fabrikat, seine Wochse u. a. m. Ein wunderbares Miniatur der Maria Stuart, also auch einer Hundepieten, bildet daswischen uns an, ein Miniaturbild Kottens und eines von Dalberg. Ein hoher Schrank, der selber des Lebens wert erscheint, birgt kaum zählbare Manuskripten, Reliquien aus Schillers lebendigem Atembereich, ein Manuskriptblatt aus seinem Zell, einen kleinen Brief, Haarloden, verschiedensten Ätern entkommend und drapillig die Raufage widerlegend, daß Schiller zu irgendeiner Zeit einmal rote Haare gehabt. Den Spielplatz Schillers mit Schachbrett und aufgestellten Schachfiguren sehen wir, den Zoo-